

## 49 Prozent

## Darf man die Kinder beim Jassen verlieren lassen?



Patrick Imhasly

Die Skischule Top Secret in Davos hat bekanntlich die Rennen für Kinder unter neun Jahren am Ende einer Ausbildungswoche abgeschafft. Zu gross sei der Stress des Wettbewerbs für die Kleinen, so der Inhaber. Auch im Kinderfussball werden keine Ranglisten mehr erstellt. Die psychische Belastung, die eigene Niederlage dokumentiert zu sehen, könnte den Nachwuchs in seiner Entwicklung beeinträchtigen. Wie aber ist diese Problematik im trauten Rahmen der Familie zu bewerten? Darf man zum Beispiel als Vater seine Kinder beim Jassen durch das Zurückhalten des Trumpfbauern in eine Falle locken, sie mit einem Unterzug verwirren und dann verlieren lassen?

Ich kann diese Frage nur mit einem zehnfachen Ja beantworten. In den Skiferien Anfang Februar wollten meine beiden Söhne im Alter von 9 und 12 Jahren nicht mehr in die Skischule gehen und konnten darum dem Leistungsvergleich beim Skirennen ausweichen – stattdessen haben sie den bitteren Geschmack der Niederlage beim Jassen kennengelernt. Nach vier gemeinsamen Jassen-

abenden ist mir klargeworden: Jassen ist eine beglückende Erfahrung für die ganze Familie und für die Kinder eine Lebensschule, weil dieses Spiel die Welt der Erwachsenen auf eine authentische Art mit jener der Kinder verschränkt.

Ich bin seit 35 Jahren ein passionierter Jasser und habe mich bisher schwer damit getan, meine Kinder in die Kunst dieses urschweizerischen und doch in praktisch allen Gesellschaftsschichten populären Kartenspiels einzuführen. Wie bringt man jemandem etwas bei, das dermassen viel mit Erfahrung und Intuition zu tun hat? Wie kann man dabei selbst Spass haben, und wie geht man damit um, wenn der Lehrling mit Anfängerglück dem Meister seine Grenzen aufzeigt? Vielleicht hatte meine Zurückhaltung auch damit zu tun, dass ich in meiner Jugendzeit beim Jassen öfters beschämende Momente erlebte – besonders dann, wenn ich beim heimtückischen Sackjass am Samstagnachmittag mein ganzes Sackgeld für das Wochenende verspielte. Doch das Wagnis hat sich gelohnt, meine Söhne mit einer Welt vertraut zu machen, in der Triumph und Untergang so nahe beieinanderstehen.

Den beiden am ersten Abend die Grundregeln des Jassens zu erklären, war eine Herausforderung, denn sie wollten nicht zuhören, sondern einfach spielen. Aber nachdem das geschafft war, ging es schnell voran. Am zweiten Abend zog der Kleine stets hervorragende Karten – und holte meiner Frau die Trümpfe einen nach dem anderen aus der Hand. Am dritten Abend spielte der Grosse



Es ist die Fähigkeit zur Selbstkontrolle in allen Situationen, die eine gute Jasserin oder einen guten Jasser ausmacht.

seine Böcke herunter, dass es als Gegner schon fast ein bisschen mühsam war. Und am vierten Abend entwickelten die beiden eine eigene, ziemlich erfolgreiche Jassstrategie: Nach Möglichkeit behielten sie stets ein paar Trümpfe bis am Schluss eines Spiels in der Hand, weil sie überzeugt waren, dass ihre Gegner die wertvollsten Karten aus Geiz zurückbehalten würden. Und doch hat sich die Erfahrung durchgesetzt. Die Buben durften zwar ein paar ganz offensichtliche Jassfehler korrigieren, aber ich habe niemals absichtlich schwach gespielt. Am Ende war ich trotzdem stets auf der Siegerseite. Jetzt brennen die beiden auf Revanche.

Wie der «Tages-Anzeiger» kürzlich anhand von Studien aufgezeigt hat, sind Kinder später im Leben dann besonders gesund und erfolgreich, wenn sie lernen, ihre Impulse zu beherrschen, die Aufmerksamkeit hochzuhalten und zu planen. Nirgends erwirbt ein Kind diese Qualitäten gezielter als beim guteidgenössischen Kartenspiel: Es ist die Fähigkeit zur Selbstkontrolle in allen Situationen, die eine gute Jasserin oder einen guten Jasser ausmacht. Mit Niederlagen umgehen zu lernen, trägt einen wichtigen Teil dazu bei – Niederlagen sind die Juwelen im frühkindlichen Erfahrungsschatz. Wenn die Skilehrer in Davos schon keine Rennen mehr veranstalten wollen, sollten sie dafür mit ihren Schützlingen wenigstens ab und zu einen Jass klopfen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen bei der «NZZ am Sonntag».

## Alles, was Recht ist

## Das Handy wird zum Tatzeugen



Markus Felber

Rechtlicher Schutz für persönliche Daten muss auch gegenüber der Obrigkeit gewährleistet sein. Das gilt indes nicht absolut: Im Rahmen eines Strafverfahrens darf mit richterlicher Erlaubnis das Telefon abgehört, das Haus durchsucht und die Post abgefangen werden.

Nun befinden sich heutzutage die intimsten und detailliertesten Informationen indes kaum mehr auf Papier. Was am meisten über uns verrät, steckt im Smartphone oder kann mit dessen Hilfe von der Cloud geholt werden. Darum interessiert die Polizei sich auch zunehmend für das Handy eines Verdächtigen.

Sperren wie Fingerabdrucksensor oder Gesichtserkennung lassen sich inzwischen überwinden. Aber an den Zahlen-codes scheiterten die Ermittler bisher regelmässig. Denn die muss der Verdächtige trotz richterlicher Erlaubnis zur Durchsuchung des Smartphones nicht herausgeben. Und ohne die Geheimzahl lassen sich neuere Modelle nicht knacken. Im Prinzip. Seit kurzem bietet ein Unternehmen aus Israel den Ermittlungsbehörden weltweit an, die Sperre gegen gute Bezahlung zu beseitigen.

Damit eröffnen sich den Strafverfolgern ungeahnte Möglichkeiten: Die gespeicherten GPS-Daten können in Verbindung mit Zeitraster und Gesundheitsdaten für ein sekundengenaues Verhaltensprofil des Verdächtigen genutzt werden, mit dem der Staatsanwalt vor Gericht eine ausgeklügelte Strategie des Verteidigers zerpfücken kann.

So vermutlich in einem spektakulären Prozess in Deutschland wegen einer tödlichen Vergewaltigung, die der Beschuldigte als Handlung im Affekt darzustellen versucht. Die Daten aus dem geknackten Handy haben den Strafverfolgern indes verraten, dass sich der Mann fast eineinhalb Stunden am Tatort aufhielt. Sie wissen sogar exakt, wann er sich wo über welche Treppen hinauf und hinunter bewegt hat, und hoffen so, die behauptete Affekthandlung widerlegen zu können. Mit dem Handy als Tatzeugen.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

## Die E-Mail-Debatte

## «Für die Schweiz wäre Olympia bloss ein Strohfeuer»

## Nichts versöhnt so sehr wie Olympische Spiele: Mattea Meyer und Andrea Caroni lehnen «Sion 2026» einmütig ab – Unterschiede gibt es bei der Wahl der Mittel

## Andrea Caroni

Geschätzte Kollegin, während unsere Athletinnen und Athleten in Pyeongchang noch um olympische Medaillen kämpfen, lobbyieren verschiedene Kreise bereits für Schweizer Winterspiele 2026. Der Bundesrat will eine Milliarde Franken dazu beisteuern. Nach jüngsten Umfragen ist die Schweizer Bevölkerung allerdings dagegen – Sie auch?

## Mattea Meyer

Geschätzter Kollege, die Freude über die möglichen Schweizer Winterspiele 2026 in Ehren, aber die Verliererin steht jetzt schon fest: Das wird die Bevölkerung sein, die auf den Kosten sitzenbleibt, sobald der olympische Tross abgezogen ist. Dazu bin ich nicht bereit. Und Sie?

## Andrea Caroni

Ich sehe das gleich. Für ein Austragungsland Olympischer Spiele gelten zwei Konstanten: Die Kosten werden dramatisch unterschätzt und der Nutzen wird ebenso dramatisch überschätzt. Punkto Kosten rechnen die Promotoren von «Sion 2026» mit etwa 2 Milliarden Franken. Allein, mir fehlt der Glaube: Die laufenden Spiele in Pyeongchang kosten 10 Milliarden, Vancouver 2010 kostete 7 Milliarden und Sotschi 2014 sogar 50 (!) Milliarden. Dabei wurden die Budgets in den letzten Jahrzehnten im Schnitt um 150 Prozent überzogen. Bei «Sion 2026» ist beispielsweise noch unklar, wie hoch die Sicherheitskosten wirklich sein werden und wer sie bezahlt – sowie ganz generell unklar ist, wer ein Defizit tragen soll. Klar ist nur eins: Das Internationale Olympische Komitee (IOK) nimmt für sich jeweils gerne einen saftigen Gewinn heraus, überlässt ein Defizit aber gerne den anderen. Sehen Sie demgegenüber einen entsprechenden Nutzen?

## Mattea Meyer

Für einmal kann ich jedes Ihrer Worte unterzeichnen! Dass der Bund auf den unbezahlten Milliardenrechnungen sitzenbleiben würde, ist sonnenklar. Die Bevölkerung wird

## Debattierer



Mattea Meyer, 30, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Sie ist Co-Präsidentin der SP Winterthur und Co-Präsidentin der Sans-Papiers-Plattform Schweiz.



Andrea Caroni, 37, ist FDP-Ständerat aus dem Kanton Appenzel Ausserrhoden. Er arbeitet als Rechtsanwalt und ist Vizepräsident der FDP Schweiz.

bezahlen, das IOK kassieren. Der Sport und die Freude daran stehen längst nicht mehr im Mittelpunkt der Olympischen Spiele – es geht vielmehr um Kommerz und Profit. Für seine Korruptionsanfälligkeit hat das Internationale Olympische Komitee die rote Karte mehr als verdient. Diverse demokratische Staaten haben es aus diesen Gründen abgelehnt, Austragungsort für Olympische Spiele zu sein. Nur wenn die Schweiz mitzieht, wächst der Druck auf das IOK, endlich nachhaltige Kriterien zu verabschieden und sich von der Korruption loszusagen. Hier sehe ich den Nutzen – und nicht in der Austragung von milliardenteuren, umweltbelastenden Winterspielen, wie wir sie in der Vergangenheit erlebt haben. Und wie wir sie auch jetzt erleben. Wie schätzen Sie die politische Lage in der Schweiz ein? Kommt «Sion 2026» schon im Parlament zu Fall oder erst in der Volksabstimmung?

## Andrea Caroni

Auch wenn ich persönlich viele Ihrer Vorbehalte teile: Das IOK ist ein privater Verein – wie und wo er seine Spiele durchführt, ist seine Sache. Was mich als Politiker interessiert, ist, ob die Schweiz Austragungsort sein soll. Über die unterschätzten Kosten haben wir gesprochen. Umgekehrt wird der Nutzen überschätzt: Für die Schweiz wäre Olympia bloss ein Strohfeuer. Weder unser Tourismus noch unser Spitzensport, noch unser Breitensport und schon gar nicht unser nationaler Zusammenhalt hängen von einer solchen Feier vor Ort ab. Unzählige Studien belegen, dass solche Austragungen für den Standort keinen nachhaltigen Nutzen hatten. Man muss froh sein, wenn nicht überall Bau-ruinen zurückbleiben. All die erwähnten Ziele könnte man mit diesem Geld, wenn schon, viel wirkungsvoller fördern. Die Probe aufs Exempel: Offenbar wirkt die «Euro 2008» schon lange nicht mehr nach, so dass man schon wieder ein Feuerwerk zünden muss. Aber wie begründen Sie eigentlich eine Volksabstimmung zum Kredit? Wir haben ja kein Finanzreferendum.

## Mattea Meyer

Es werden Milliarden ausgegeben für zwei Wochen Spiel und Spass – was danach mit der Infrastruktur und der lokalen Wirtschaft geschieht, interessiert nicht mehr. Es verwundert deshalb wenig, dass die betroffene Bevölkerung in Abstimmungen mehrfach Nein zu olympischen Winterspielen gesagt hat. Über ein solches Grossprojekt, dessen finanzielle und ökologische Folgen derart unberechenbar sind, sollen die Stimmberechtigten demokratisch entscheiden können. Dafür braucht es kein Finanzreferendum, sondern eine referendumsfähige Gesetzesvorlage. Wetten, die Bevölkerung würde einen Vaterschaftsurlaub den Winterspielen vorziehen? Denn an derselben Bundesratsitzung, in der der Bundesrat die Milliarde für Olympia in Aussicht gestellt hat, hat er einen Vaterschaftsurlaub abgelehnt, weil angeblich das Geld fehle.

## Andrea Caroni

Ich bin skeptisch, ob ein Gesetz wirklich nötig ist. Falls man unnötigerweise eines beschliesst, wäre das nichts als ein selektives Finanzreferendum durch die Hintertür. Erstaunlicherweise schlagen Sie das für die Entwicklungshilfe oder für die Kulturförderung vor. Auch besteht die Gefahr, dass sich mit Referendum das Thema durch Verzögerung erledigt, weil die Kandidatur dann zu spät käme. Man darf «Sion 2026» nicht prozedural unfair abwürgen – auch wenn ich inhaltlich dagegen bin.

## Mattea Meyer

Wiederkehrende Kredite sind anders zu behandeln als ein einmaliges, sportliches Grossprojekt eines privaten Vereins, das durch Steuergelder mitfinanziert werden soll. Gerade Fairness und Demokratie verlangen, dass die Stimmbewölkerung auch darüber entscheiden kann. Ich hege vielmehr den Verdacht, dass sich die Promotoren von «Sion 2026» vor einer Volksabstimmung fürchten – und deshalb Zeitdruck vorgaukeln.

## Strittis Schlagzeile

## Zur massiven Fehlbudgetierung unseres Finanzministers.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GJK in Zürich.